

verstandenen Alten Testament zu finden ist, werden wir mit Evangelisten, Aposteln und Kirchenvätern festhalten; dessen *sensus plenior* ist zugleich sein *sensus ultimus* (Luk 24, 27. 44).

2. Eben darum nun *müssen* wir mit den Traditionszeugen an diesem trinitarischen Gottesgedanken als dem „wirklich jüdischen“ festhalten, auf die Gefahr hin, die Juden demgegenüber eben so verständnislos zu finden wie die Protestanten uns finden, wenn immer zahlreichere von ihnen heute „wahre Katholizität“ in Anspruch nehmen. Wir müssen daran festhalten: Der Geist, der Paulus (Röm 2, 28 f.) und Johannes (Apg 2, 9; 3, 9) inspirierte, hat besser gewußt, was „wirklich jüdisch“ ist, als jene drei Generationen der Tannaiten von Gamaliel I. bis zu jenem R. Meir, der die Zwillingssähnlichkeit des Gekreuzigten mit dem Erwarteten noch sah (Tos Sanh 9, 7) — und dennoch das nach-tannaitische/jüdische Thora-Verständnis so festlegen half, daß es die Trinität aus und nicht mehr einschloß. (Islamisch aber ist die Trinität nicht, weil es kein neutestamentliches Zeugnis dafür gibt und geben kann, insofern ja der Islam — anders als das wahre Judentum — nachbiblisch aus einer abgesplitterten „juden“-christlichen Sekte überhaupt erst entstand).

3. Da der volle Trinitäts-Glaube im Sinne der altkirchlichen Bekenntnisse keineswegs von allen Gemeinschaften bezeugt wird, welche im Amsterdamer Weltkirchenrat zusammengeschlossen sind, scheint solcher Glaube nicht *conditio sine qua non* für die Auswahl der durch die Instruktion vom Dezember 1949 als Gesprächspartner anerkannten evangelischen Christen zu sein. Versündigen wir uns nicht gegen Gottes Wort durch St. Paulus (Röm 11, 17—24), wenn wir die, als deren jüngere Adoptiv-Brüder in Abraham wir berufen sind,

mit denen wir die Bibel des Messias und die Hoffnung auf sein Kommen (d. h. für uns: seine Wiederkehr) sowie die ausdrückliche Verheißung der künftigen Einheit gemein haben, nicht (wie der Apostel Apg 13, 26; 28, 17) als Partner brüderlichen Gesprächs gelten lassen wollen zum Unterschied von denen, deren Gemeinschaften sich später von uns getrennt und keinerlei Verheißung kollektiver „Wiederherzunahme“ (Röm 11, 15) besitzen? Wenn wir diese heute — Gott Lob! — als „getrennte Brüder“ respektieren, warum dann nicht erst recht jene?

Mir scheint aus einem zutiefst im Unterbewußtsein versteckten heidnischen Hochmut (Röm 11, 20 b), dessen ich selber mich erst in den letzten fünf Jahren schämen lernte, nachdem er vorher fast ein halbes Menschenalter lang die Reinheit der subjektiv so gutgläubigen missionarischen Liebe getrübt hatte, die durch den Gründer des Wiener Paulus-Werkes einer- und das Gotteswort andererseits in mir wachgerufen worden war. Heute aber meine ich zu wissen: Wer dazu beitragen will (wie es prinzipiell jeder Christ tun soll), daß einst alle Offenbarungsgläubigen unserem wiederkehrenden Herrn geeint entgegengehen, dessen Liebe zu den getrennten Brüdern muß dem Juden um nichts weniger als dem Protestant gegenüber vor allem lernen, was dieser 400, jener aber schon fast 1900 Jahre an uns zu vermissen hatte (und natürlich auch seinerseits oft vermissen ließ): Respekt und Geduld. Darum geht es letztlich, wenn wir uns gegen das zweierlei Maß wehren, das uns angewandt zu werden scheint, wo zwar dem Protestanten, nicht aber dem Juden die Ehre zugebilligt wird, als Gesprächspartner respektiert, statt wie ein Offenbarungsfremder „missioniert“ zu werden.

10. Rundschau

10/1) Israel und die Einheit der Kirche

Wie jeder wichtige Reifungsprozeß im Selbstverständnis der Kirche Christi bedarf auch die heute aktuell gewordene Anerkennung ihres Verhältnisses zur Synagoge als nicht „missionarisch“ sondern „ökumenisch“ der Zeit und immer neuer sorgsam kritischer Prüfung durch berufene Berater und Träger des Lehramts. Ein wichtiger Abschnitt in diesem Prozeß scheint uns markiert zu werden durch den Bericht der Herder-Korrespondenz (7. Jg., Heft 12, Sept. 1953, S. 536), den wir im folgenden vollinhaltlich wiedergeben. Damit wird die in Nr. 19/20, S. 23 ff. vertretene Ansicht festgehalten, einerseits entgegen der Meinung, die die Juden als Missions-Objekt (nicht wie die Protestanten, als „getrennte Brüder“) betrachtet und andererseits gegenüber jenen trotz allen Abgrenzungsversuchen dem Indifferentismus Vorschub leistenden Bestrebungen, die die Herder-Korrespondenz (7. Jg., Heft 7, April 1953, S. 293 f.) mit „Grenzen der Weltbrüderlichkeit“ kennzeichnet. — Wir meinen, daß mit der folgenden Darlegung die katholische Mitte jenseits aller Einseitigkeiten deutlich wird.

Wir haben in unserem Juli-Heft (7. Jg., S. 457 ff.) die Probleme der „Judenmission in Israel“ auseinandergesetzt. Nun ist in der Zeitschrift der Pères-Missionnaires de Notre-Dame de Sion, den „Cahiers Sioniens“ (Jg. 7, Nr. 1, März 1953), ein Aufsatz von deren Herausgeber, P. Paul Démann NDS, über das grundlegende Problem der Judenmission überhaupt, nämlich Grenzen und Begriff der „Juden-Mission“, unter dem Titel: „Israel et l'unité de l'Église“ erschienen, dessen Gedanken wir hier kurz wiedergeben möchten.

Das Ur-Schisma im Gottesvolk. „Die Einheit ist ein Grundzug des gesamten Wirkens Gottes“ sagt P. Démann. Die heilsökonomisch vorübergehend notwendige Trennung von Juden und Heiden wird durch Christus durch die Sammlung beider zum Neuen Gottesvolk prinzipiell aufgehoben. „Für Paulus ist, wie für das Alte Testament, diese Sammlung des Gottesvolkes eine wesentliche Kundmachung der Einheit Gottes, der Einheit seines Heilsratschlusses und seiner Treue bei dessen Verwirklichung... Wie vermöchte man eine Theologie der Einheit aufzubauen, ohne sie auf diesen zuverlässigen Felsen des Offenbarungswortes zu

gründen?“ Aber „Israel bleibt meist außerhalb der Schau der christlichen Wiedervereinigung und eben damit außerhalb unserer christlichen Sicht überhaupt“. Und das liegt daran, daß unsre theologischen und praktischen Einheitsbemühungen meist kein hinreichend breites und tiefes theologisches und biblisches Fundament haben. (Als „rühmliche Ausnahme“ nennt Démann den Aufsatz „Das Schisma im Rahmen des göttlichen Heilplans“ von N. Oehmen OSB. in „Irenikon“ 1948, S. 6—31.)

P. Démann nennt es das „Ur-Schisma im Gottesvolk“, daß ein Teil des alten Gottesvolkes sich durch den Glauben an den Auferstandenen und durch die Taufe erneuern ließ, der andere Teil aber sich diesem Schritt verschloß, so daß die Spaltung sich „im Innern Israels“ vollzog. Daher kann auch für die Kirche — als das erneuerte Israel — die „ungläubige“ Mehrheit des alten Gottesvolkes niemals die Rolle eines fremden Volkes spielen, sondern es spielt die eines abgetrennten Zweiges des wahren Gottesvolkes, „dessen Unbeweglichkeit gegenüber dem Wirken Gottes, das einen entscheidenden Schritt vorwärts macht, mit einem Schisma gleichbedeutend ist“.

Alle weiteren „Brüche“ im neuen Gottesvolk skizziert nun Démann prinzipiell als Folgen dieser ersten Spaltung: Brüche, die verursacht werden durch Überflutungen durch „heidnische“ Tendenzen (Gnostizismus, insbesondere Marcionismus) oder heimliches Einsickern solcher Tendenzen (Cäsaropapismus) und durch extreme Reaktionen gegen diese (Waldenser, Reformatoren). „Solange die Sammlung von Juden und Heiden zur Einheit nicht vollendet ist“, sagt Démann, „und aus beiden Völkern eines wird“ (Eph 2, 14), bleibt die Erlösung unvollendet und die Kirche im Fundament zerrissen.“ Aber „Ort und Rang des getrennten Israel“ sind bisher sowohl in der Ökumenischen Bewegung wie in den Einheitsbestrebungen in der katholischen Kirche noch kaum ins Blickfeld gerückt. Gewiß gibt es viele Länder

und Bistümer, in denen auch Israels in der Gebetswoche für die christliche Einheit gedacht wird, aber kaum anders, als der Mohammedaner oder der noch offenbarungsfremden Völker. „weil man in Israel praktisch ein zu missionierenden Volk sieht und nicht einen abgetrennten Zweig des Gottesvolkes“.

Nicht Judenmission, sondern Wiedervereinigung. „Juden und Christen sind Brüder, getrennte Brüder, sogar feindliche Brüder; ihre Trennung ist nicht nur schmerzlich, sondern geradezu anomal, unerträglich und — wir dürfen dessen gewiß sein — dazu bestimmt, eines Tages zu enden. Israel und die Kirche sind nicht zwei einander fremde Religionsgemeinschaften nebeneinander, sondern zwei getrennte Zweige eines und desselben Gottesvolkes. Diese so einfachen und einleuchtenden Sätze schließen unermessliche Folgen in sich... Die erste dieser Folgen ist, daß man die Beziehungen zwischen Israel und der Kirche nicht auf den Ausdruck Mission im eigentlichen Sinne des Wortes bringen kann.“ Ziel der Mission ist es, die Kirche und ihre Einrichtungen Völkern einzupflanzen, die ihr fremd sind. Diese Völker stellen der Kirche neue Probleme, aber sie stellen ihr keine alten Widerstände entgegen, wie es die abgetrennten Kirchen tun, „die ein ungeheures gemeinsames Glaubens- und Überlieferungsgut“ mit ihr verbindet, aber die durch die „Erinnerung an einen brutalen Bruch, die absichtlich auseinandergehende Entwicklung, die Gewöhnung an langes Geschiedensein, tausend Konflikte, Polemiken, Streitereien und Eifersüchteleien, Mißverständnisse und tief in der Seele und den Gewohnheiten beider eingewurzelte Vorurteile“ gegen sie gestellt sind. Mit diesen Widerständen, die oft schwerer wiegen als die eigentlichen Lehrunterschiede, müssen alle Wiedervereinigungsbemühungen rechnen. „Und ist es nun nicht genau so zwischen der Kirche und Israel?“ Auch gilt von Israel wie von den abgetrennten christlichen Gemeinschaften, daß die Wiedervereinigung sich nicht in Form von lauter Einzelkonversionen vollziehen soll, sondern verheißungsgemäß soll Israel als Ganzes „reintegriert“ werden, „wobei es die Kirche durch seinen vervollständigenden Beitrag zur Tradition bereichert“.

Was also zunächst geschehen muß, ist „eine Anstrengung, sich einander zu nähern“. Kein plötzliches Wunder wird der Kirche und Israel von einem Tag auf den andern zur Wiederbegegnung bringen, sondern dazu gehört ein langes und geduldiges Bemühen. Dabei gilt es, „stets bei sich selbst anzufangen: das eigene Gewissen zu prüfen, um es von jeder Ungerechtigkeit zu läutern, von jedem Vorurteil, jeder Verachtung, jeder Gehässigkeit gegenüber den getrennten Brüdern“.

Israel gehört, obwohl es Christus nicht anerkennt, „ganz und gar in den Heilsplan, dessen Mittelpunkt und Schlüssel Christus ist. Sein Glaube und sein Hoffen sind nicht anders als die der Kirche; beide gehören nur einem verschiedenen Stadium der Heilsökonomie an“. Darum konnte Pius XII. auch seinen vielbeachteten Aufruf „an alle Verehrer des Messias“ richten, „ohne Ausschluß derer, welche ihn in aufrichtiger, aber überflüssig gewordener Erwartung als den in der Verkündigung der Propheten Verheißenen und noch nicht Gekommenen verehren“ (AAS XLI, S. 625).

„Während man also“, so schließt Démann, „den Graben zwischen der Kirche und Israel nur vertieft, wenn man den Fall Israel als missionarisches Problem behandelt und dabei zu absurden, für die Kirche wie für Israel gleichermaßen unannehmbaren Konsequenzen gelangt, meinen wir gezeigt zu haben, wie der Gesichtspunkt, unter dem das Problem Israels mit dem der abgetrennten Kirchen zusammengeesehen wird, sich zugleich als der viel tiefere und der unvergleichlich fruchtbarere erweist. Er erhellt in neuem Licht das Mysterium Israels: er gewährt unserem Streben nach der Einheit seine volle geschichtliche Erstreckung und unserem Hoffen seine ganze katholische Weite.“

P. Démann (s. o. S. 24.) ist der Vertrauensmann des zu-

ständigen Kurienkardinals, Kardinals Tisserant; daher haben seine Ausführungen ein besonderes Gewicht, und man darf wohl hoffen, daß die neue Sicht der Beziehungen zwischen der Kirche und Israel (die in Deutschland insbesondere durch den „Freiburger Rundbrief“ vertreten worden ist), nämlich eine nicht missionarische, sondern ökumenische Sicht, sich nun immer mehr durchsetzen und in Theorie und Praxis ihre Früchte tragen wird.

10/2) Jüdische Bereitschaft zum Ökumenischen Gespräch

Am „Hebrew Union College“, einem sehr angesehenen Rabbiner-Seminar in Cincinnati — wo der frühere Berliner Oberrabbiner Dr. Leo Baeck (s. S. 36.) seit einigen Jahren als Gastprofessor jeweils im Wintersemester lehrt — legte Dr. Baeck, Präsident der Weltvereinigung für Fortschrittliches Judentum, am 21. März 1953 u. a. dar: Christentum und Judentum müssen für die bestehenden beiderseitigen Unterschiede gegenseitige Achtung haben und sollten einander nach diesen Unterschieden befragen... Lange Zeit hindurch war die christlich-jüdische Geschichte und die Geschichte christlich-jüdischer Beziehungen nur ein schmerzliches Drama. Wenn einer von anderen sprach, so geschah dies durch eine tiefe Kluft getrennt. Man braucht heute diese Tatsache nicht noch zu vergrößern. Neue Tage dämmern. Zuerst kam eine Zeit freundschaftlicher Worte, die eine freundschaftliche Antwort erhofften. Aber freundschaftliche Worte bedeuten oft nur ein Ausweichen.

Was wir heute brauchen, ist die Achtung, die wir zu beanspruchen berechtigt sind, und wenn wir solche Ansprüche verfolgen, so schließt dies Fragen ein, echte Fragen. Fragen, die die Christenheit an das Judentum stellt und die das Judentum an das Christentum stellt, Fragen, die um die Wahrheit gehen und um wahre Unterschiede.

Solche Fragen müssen wach werden, denn es gibt einen gemeinsamen Boden. Die Fragen können von jeder Seite gestellt werden mit einem tiefen Ueberstehen für das Geheimnis des Anderen, mit freimütiger, bewundernder und respektierender Anerkennung für die Unterschiede im gegenseitigen Glauben. Unterschiede, die man nicht beiseiteschieben oder wegerklären darf.

(Aus: News Sheet XXIII. [London, Oct. 53] 3. p. 23/24.)

10/3) Das Gespräch in evangelischer Sicht

Nach dieser jüdischen Stimme möchten wir noch eine evangelische zu Wort kommen lassen, die noch deutlicher als manche schon in diesem Rundbrief zitierte sich zu dem Schritt voran bekennt, der in den christlich-jüdischen Beziehungen fällig wurde. Wir entnehmen sie dem auch sonst für unsre Fragen besonders aufgeschlossenen „Theologischen Literaturbericht“, der unter dem Titel „Verkündigung und Forschung“ unter Mitwirkung mehrerer evangelischer Theologen von dem unsern Lesern (aus Nr. 17/18) bekannten Prof. Dr. Ernst Wolf, Göttingen, herausgegeben wird und z. B. in seinem Jahrgang 1949/50 (Chr. Kaiser Verlag, München 1952) einen sehr gründlichen kritischen Bericht über „Das Problem des Judentums“ von W. Schneemelcher als Auseinandersetzung mit Schoeps' großem Werke darüber enthielt. — Das Folgende ist der Schlußabschnitt aus einem Referat von Ph. Vielhauer über das Werk von Margarete Susmann: „Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes“ (Zürich 1948) im „Theologischen Jahresbericht 1951/52“ (München 1953, S. 45 f.).

„... Es sind Glaubensentscheidungen von letzter Gültigkeit, die hier und dort gefallen sind und unverrückbare Grenzen aufgerichtet haben. Grenzen, die eine Einigung unmöglich machen und mit deren Aufhebung Jude und Christ aufhörten zu sein, was sie sind. Und doch soll das jüdisch-christliche ‚Religionsgespräch‘ neu aufgenommen werden. Neu muß vor allem die Haltung auf christlicher Seite werden; sie muß bestimmt sein von dem Bewußtsein der Schuld der Christenheit am jüdischen Volk. Man muß sich aber auch der Problematik eines solchen ‚Gesprächs‘ bewußt sein; die gemeinsame Basis ist zu schmal, als daß es nach Analogie innerchristlicher Kontroverstheologie, und zu breit, als daß es nach Analogie der Heidenmission geführt werden könnte. Und die Judenmission hat ihre eigene Problema-